

# Medienspiegel Woche 10 / 2017



## Inhalt

### SG / Beurteilung / Noten / Kompetenzprofil

Starke Volksschule SG, 9. März 2017

[Medienmitteilung zum XVIII. Nachtrag zum Volksschulgesetz: Beurteilung in der Volksschule](#) **1**

### Frühfremdsprachen / Initiative / Zürich / Deutsch / Französisch / Englisch / Naturwissenschaften

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

[Die Schule wird zur Belastung statt zur Freude](#) **2**

Zürcher Bote, 10. März 2017

[Falsche Furcht vor der Fremdspracheninitiative](#) **3**

Zürcher Bote, 10. März 2017

[Fremdspracheninitiative: Deutsch muss auf der Primarstufe wieder Priorität haben](#) **4**

Schule Schweiz, 11. März 2017

[Umfrage zum Französischunterricht geben zu denken](#) **5**

Schule Schweiz, 11. März 2017

[Kopf noch länger in den Sand stecken?](#) **5**

### Kindergarten / Lehrerausbildung / Master / PH / Hattie John / Donzé René / Burri Anja

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

[Kindergarten-Lehrerinnen sollen Master machen](#) **6**

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

[Lehrerausbildung soll länger dauern](#) **6**

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

[Die perfekte Lehrerin](#) **7**

### EnergieSchweiz / Ökonomisierung / Externe Bildungsfinanzierung / Indoktrinationsverbot / BNE

Schule Schweiz, 7. März 2017

[Lust auf Energie?](#) **11**

Kindgerechte Schule, 8.3.2017

[Ökonomisierung und Indoktrination im Klassenzimmer?](#) **12**

### Schreiben / Schönschreiben / Handschrift / Schnürlischrift / Basisschrift / Digitalisierung / Handlettering

Berner Zeitung, 05.03.2017

[Die Handschrift verschwindet – und mit ihr ein Teil von uns](#) **13**

## Immer aktuell

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/>

## Veranstaltungshinweis

**BÜRGER**  
für Bürger

[www.freie-meinung.ch](http://www.freie-meinung.ch)

### Unsere Veranstaltung:



Samstag, 18. März 2017  
vormittags  
von 10.00 bis 12.30 Uhr  
im Hotel Restaurant  
«Rössli»  
Kempptalstrasse 52  
8308 Illnau/Effretikon

Lehrplan 21: **«Steuerung  
und Kontrolle statt  
Harmonisierung»**

Referent: Alain Pichard  
Sekundarlehrer, Biel  
Publizist und Mitglied  
der GLP



<http://nein-zum-lp21.ch/veranstaltungen/>

<http://www.lehrplan-vors-volk.ch/veranstaltungen/2017-03-18-buerger-fuer-buerger/>

Starke Volksschule SG, 9. März 2017

## Medienmitteilung zum XVIII. Nachtrag zum Volksschulgesetz:

### *Beurteilung in der Volksschule*

Die Motion der SVP-Fraktion vom 14. September 2015: [„Schülerbeurteilung durch Noten im Volksschulgesetz verankern“](#) wird am 16. / 17. März 2017 von der vorberatenden Kommission des Kantonsrates und am 24. / 25. April 2017 in der Session des Kantonsrates behandelt.

Die Motionäre erkannten richtig: „Mit der Einführung des Lehrplans 21 besteht die Möglichkeit und damit auch die Gefahr, dass die künftigen Schülerinnen und Schüler nicht mehr, oder nicht mehr nur, mittels angemessen aussagekräftigen Noten bewertet werden. Ein bewährtes Mittel der Leistungsbeurteilung würde damit aus der Hand gegeben sowie schwammigen und schwer zu interpretierenden Kommentaren in Form von Wortzeugnissen Tür und Tor geöffnet.“

Auf diese Motion ist der Kantonsrat am 30. Nov. 2015 mit 71 : 28 Stimmen mehrheitlich eingetreten. In der Zwischenzeit gab es aber einige Unruhe über die Notengebung im Kanton.

Der St.Galler Stadtrat preschte im letzten Jahr mit der Abschaffung der halben Noten vor, der Erziehungsrat erwog in einer Konsultation zum Beurteilungskonzept sogar die Abschaffung der Noten 1 und 2 und dann brachte sich der städtische Schulkreis Rotmonten mit einer Farbenversion europaweit ins Gespräch.

Die Rückmeldungen auf die Konsultation des Erziehungsrates aus der Bevölkerung und speziell auch aus Lehrerkreisen waren aber sehr eindeutig. Dank dieser klaren Opposition scheint sich vorläufig ein vernünftiger Kompromiss abzuzeichnen. So folgert die Regierung richtig: „In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass derzeit weder seitens des Erziehungsrates noch seitens der Regierung Bestrebungen bestehen, von der bisherigen Notenskala 1 bis 6 abzuweichen.“ ([Botschaft und Entwürfe der Regierung, 20. Dez. 2016](#))

Die Beurteilung im neuen Lehrplan ist aber anders geplant, nämlich nach Kompetenzrastern, wie sie in einschlägigen Computer-Tests wie [Stellwerk](#) oder Multicheck oder im [Instrumentenkoffer des Erziehungsrates](#) schon einmal beispielsweise für ICT oder Hauswirtschaft angedacht sind. Eine kompetenzorientierte Beurteilung verunmöglicht grundsätzlich eine abgestufte Bewertung durch Noten. Entweder hat man die Kompetenz, einen Kuchen zu backen oder man hat sie nicht. Es gibt keine halben Kompetenzen. Das digitale Denken - Eins oder Null - passt jedoch nicht zu unserer bisherigen Leistungsbeurteilung. Wie im neuen Lehrplan vorgesehen, soll die ganze Bewertung dereinst reduziert werden auf die Frage: Hat die Schülerin oder der Schüler die Mindestanforderungen im aktuellen Zyklus bestanden oder nicht? Soweit wollen wir es nicht kommen lassen!

Wir erwarten, dass im Interesse der Eltern, der Lehrerinnen und Lehrer und nicht zuletzt der Lehrmeister und der Schülerinnen und Schüler selbst die Noten beibehalten werden, wie es die Motion verlangt. Die Zahlen 1 – 6 sind einfach und neutral, aber aussagekräftig und allgemein verständlich. Wenn sie gerecht sind, motivieren sie die Schüler auch dementsprechend fürs Lernen.

Uns ist es ein Anliegen, dass der Sinn dieser Motion auch richtig umgesetzt wird.

Für den Verein Starke Volksschule

Hanswalter Guidon

<http://starkevolksschulesg.ch/medienmitteilung-zum-xviii-nachtrag-zum-volksschulgesetz-beurteilung-in-der-volksschule-9-maerz-2017/>

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

## Die Schule wird zur Belastung statt zur Freude

«[Frühenglisch bringt zu wenig Vorteile](#)» NZZ am Sonntag vom 5. März

### Leserbriefe

Der gutgemeinte Ansatz von zwei Fremdsprachen scheitert an zwei Tatsachen: Der pädagogische Ansatz heisst «Embedding», also das natürliche Einbetten der Fremdsprache in den Alltag. Dies funktioniert aber nur, wenn die Kinder mindestens drei Stunden täglich in die jeweilige Fremdsprache eintauchen. Bei 90 Minuten Französisch und 135 Minuten Englisch pro Woche im Kanton Zürich sind wir meilenweit von der benötigten Zeit pro Tag entfernt. Zweitens haben auf Primarstufe gerade mal noch 27 Prozent der Kinder Deutsch als Muttersprache. Für alle anderen Kinder ist Deutsch also eine weitere Fremdsprache.

Als Primarlehrer wünschte ich mir, mehr Zeit für Deutsch zu haben. Ein bisschen Englisch hier und ein bisschen Französisch dort zu unterrichten, steht in keinem Verhältnis von Kosten und Nutzen. Ein sinnvoller Ansatz wäre, eine Fremdsprache obligatorisch zu belassen. Die andere Fremdsprache kann freiwillig besucht werden als Förderung der kognitiv starken Schüler und Schülerinnen. Die anderen Kinder besuchen stattdessen zusätzliche Deutschstunden. Das wäre kostenneutral umsetzbar und würde eine Binnendifferenzierung innerhalb der Schule ermöglichen. Organisatorisch wäre es für die Schule anspruchsvoll.

*Daniel Griesser, Turbenthal (ZH)*

Dass alle Schüler bis ans Ende der Volksschule gleichwertige Kenntnisse in Englisch und Französisch erwerben sollen, ist der unumstrittene Auftrag der Politik an die Bildungsverantwortlichen. Wie diese Aufgabe am effizientesten zu erfüllen ist, können die Praktiker am besten entscheiden. Und dabei hat es sich in den letzten fünfzehn Jahren immer deutlicher gezeigt, dass dieses Ziel am besten gestaffelt erreicht wird, nämlich mit einer Frühfremdsprache in der Primarschule und einer zweiten Fremdsprache in der Sekundarschule. Zwei Frühfremdsprachen mit geringer Stundendotation und unverbindlichem «Kurzfutter» in der Primarschule haben keinerlei nachhaltigen Erfolge gebracht. René Donzé zeigt das in seinem gut recherchierten Artikel unmissverständlich auf. Bleibt zu hoffen, dass das auch die festgefahrenen Erziehungsdirektoren endlich zur Kenntnis nehmen.

*Thomas Ziegler, Elgg (ZH)*

Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, dass der frühe Fremdsprachenunterricht alles andere als effizient ist. Nur die EDK scheint diese Botschaft noch nicht gehört zu haben. Die neuste Vergleichsstudie zum Englischunterricht ist bereits die dritte umfangreiche Untersuchung, die dem frühen Fremdsprachenunterricht bezüglich Aufwand und Ertrag kein gutes Zeugnis ausstellt. So deckte letztes Jahr eine breit angelegte Studie der Zentralschweizer Bildungsdirektorenkonferenz auf, dass bei den Luzerner Sechstklässlern im Französisch nur jeder dritte in den Bereichen Sprechen, Hörverstehen und Schreiben die einfachen Bildungsziele erreicht.

In der Wirtschaft kann es sich kein Unternehmen leisten, an einem gescheiterten Konzept über Jahre hinweg festzuhalten. Eigentlich kann das auch unsere Volksschule nicht. Die Primarschule braucht ihre Lektionen dringend für andere Fächer, wo wir einen gewissen Nachholbedarf haben. Pisa hat gezeigt, dass wir fast zwanzig Prozent Schulabgänger haben, die kaum lesen und schreiben können. Richtig Deutsch lernen ist daher wichtiger, als die Schüler vorzeitig gleich mit zwei Fremdsprachen zu konfrontieren. Wann endlich hören unsere Bildungspolitikern auf, weiter in ein gescheitertes Sprachenkonzept zu investieren?

*Werner Wunderli, Meilen (ZH)*

Die Studie über Aufwand und Ertrag des Englischunterrichts an der Primarschule kommt zur rechten Zeit. Sie unterstützt auch unsere Beobachtungen mit vielen Schülern aus Migrantenfamilien, die wir beim Lernen unterstützen. Die Kinder können noch kaum Deutsch, und schon sollen sie in der 2. Klasse mit Englisch beginnen. Schwächere Schüler haben schnell keine Freude mehr am Sprachenlernen. So wird die sprachlastige Schule den Schülern zur Belastung statt zur Freude.

Vieles wäre leichter, wenn sich die Kinder zuerst einen sicheren Stand in Deutsch und im Schulbetrieb überhaupt erwürben und erst dann mit der ersten Fremdsprache begännen.

Primarschüler wollen und müssen sich als Erstes in ihrer Umwelt orientieren, und sie saugen die Inhalte der Realienfächer mit grösstem Interesse und mit Freude auf. In der Oberstufe lernen die Schüler von ihrer Entwicklung her dann selbstverständlicher und natürlicher auf eine analytische Weise jede angebotene Sprache. Das Lernen geht so leichter und kostet weniger Aufwand. Weshalb also sollen wir nicht die zweite Fremdsprache auf die Oberstufe legen? Alle werden mehr Freude daran haben!

*Ursula Richner, Zürich*

Wiederholen ist konstitutiv für wirksame Lernprozesse. Ohne fleissiges und kontinuierliches Üben geht es nicht. Doch die Einheit von Wiederholen und Lernen ist in der heutigen Didaktik nicht mehr selbstverständlich. Den Zusammenhang zwischen Wiederholen und Können muss man – sprachlich naheliegend – wieder-holen. Nicht im Sinne des schematisch-platten Drills, sondern des lustvollen Wiederholens, durch das sich Schülerinnen und Schüler Gewissheiten, Verbindlichkeiten und Vertrauen aneignen. Doch das braucht Zeit. Fächerzahl und Stofffülle der Primarschulen lassen das nicht mehr zu. Alles ist bekanntlich der Feind von etwas. Die wissenschaftlichen Untersuchungen zu den frühen Fremdsprachen zeigen es.

*Carl Bossard, Stans*

Beim frühen Fremdsprachenunterricht ist endlich eine ehrlich Bilanz zu ziehen. Eine beachtliche Anzahl Lektionen muss in der Primarschule für zwei Fremdsprachen aufgewendet werden, ohne dass ein ausreichender pädagogischer Mehrwert entsteht. Innerhalb einer klar begrenzten Lektionentafel kommen Fächer zu kurz, deren Stellenwert zwar anerkannt, die in der Praxis jedoch hinten angestellt werden. Mit der Konzentration auf nur eine frühe Fremdsprache können die Akzente im Bildungsauftrag der Primarschule wieder vernünftiger gesetzt werden. Die Baustellen sind bestens bekannt. Ein kindgerechter Ausbau der Naturwissenschaften, eine sorgfältige Einführung in die Informatik und nicht zuletzt eine gründlichere Förderung aller Schüler in der deutschen Sprache gehören zu den dringendsten Herausforderungen.

*Hanspeter Amstutz, Fehraltorf (ZH)*

Zürcher Bote, 10. März 2017

## **Falsche Furcht vor der Fremdspracheninitiative**

### LESERBRIEFE

Einer Meldung in der Tagespresse habe ich entnommen, dass der Gewerbeverband die im Mai zur Abstimmung gelangende Fremdspracheninitiative ablehnt. Das ist schade. Denn wenn man unser bisheriges System mit zwei Fremd – sprachen ab 5. Klasse weiterhin duldet, wird der Volksschule ein schlechter Dienst erwiesen. Was bisher nur einzelne Stimmen behaupteten, bestätigen nun nach ein paar Jahren Praxis auch die Lehrerverbände: das Gros der Schüler wird von zwei Fremdsprachen bereits ab 5. Klasse nebst Dialekt, Schriftsprache und in vielen Fällen auch an – derer Muttersprache völlig überfordert.

Die zwei 45-Minuten-Lektionen zusätzlich zu allem andern bringen praktisch nichts und sind verlorene Zeit. Viele Oberstufen- und Gymilehrer müssen mit Französisch wieder bei Null beginnen, und die Mittelstufenlehrpersonen trauern der vergeudeteten Zeit nach, die sie in Deutsch und andern Fächern dringend hätten gebrauchen können. Der Gewerbeverband befürchtet, bei Annahme der Initiative werde Englisch und nicht Französisch auf die Oberstufe verschoben. Da ist dann das letzte Wort noch lange nicht gesprochen! Der Bildungsrat wird vorerst entscheiden, aber eine landesweite Diskussion in dieser Sache dürfte folgen. Aber wichtig zu wissen sind vor allem zwei Dinge. Erstens: so oder so würden weder Eng – lisch noch Französisch unter die Räder kommen. Bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit könnten beide Sprachen gleichauf ziehen, weil sie insgesamt bis zum Schluss dieselbe Dotation an Lektionen erhielten. Und zweitens: es ist doch ein beispielloser Blödsinn, sich aus rein politischen Gründen gegen eine Verbesserung des Fächerkanons der Primarschule zu stemmen, obwohl diese nun wirklich eindeutig unseren Kindern zugute käme. Hoffentlich gibt es auch Gewerbler, die am 21. Mai ja stimmen, vor allem solche, die über zum Teil miserable Deutschkenntnisse ihrer Lehrlinge klagen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Zürcher Bote, 10. März 2017

## **Fremdspracheninitiative Deutsch muss auf der Primarstufe wieder Priorität haben**

Am 21. Mai wird das Zürcher Stimmvolk über die Volksinitiative «Mehr Qualität – eine Fremdsprache in der Primarschule» abstimmen, die namentlich von Zürcher Lehrerverbänden unterstützt wird. Die Initiative will, dass es in der Volksschule weiterhin zwei Fremdsprachen geben soll, eine davon ab Primarstufe und die zweite (wieder) ab Oberstufe. Für den nationalen Zusammenhalt ist es wichtig, dass Fremdsprachen beherrscht werden und das kann auf der Oberstufe besser gewährleistet werden.

Der Absturz der Schweiz bei Pisa 2012, setzt sich bei Pisa 2015 in allen Fächern unvermindert fort. Besonders schwer wiegt, dass in der Schweiz bereits 20% der 15jährigen ungenügende Grundkenntnisse in Deutsch und Lesen haben. Das kann sich eine Gesellschaft nicht leisten, weil solche Schulabgänger für den Arbeitsmarkt kaum mehr vermittelbar sind und nicht selten bei der IV landen. Seit es auf der Primarstufe zwei Frühfremdsprachen gibt, fristet der Deutschunterricht ein Aschenbrödelasein. Die auf die Primarstufe verschobenen Fremdsprachen, brauchen dort Zeit und Ressourcen, die jetzt beim Deutschunterricht fehlen. Dabei ist das Beherrschen der Erstsprache (Deutsch) die unbedingte Voraussetzung nicht nur für einen Erfolg beim Erlernen einer Fremdsprache sondern auch für das Sprachverständnis bei alle anderen Fächern (auch den MINT-Fächern!). Die Idee, dass man Fremdsprachen je früher, desto leichter lernt, trifft nur dort zu, wo diese Sprachen auch ausserhalb der Schule täglich gesprochen werden.

Was die Lehrer schon immer feststellen konnten, wurde jetzt auch von der Wissenschaft bestätigt: Der Lernzuwachs bei Fremdsprachen ist auf der Oberstufe überdurchschnittlich gross und effizienter, weil man erst im Oberstufenalter Sprachen analytisch lernen kann. Die Verschiebung einer Frühfremdsprache auf die Oberstufe bringt deshalb nicht nur bessere Qualität und weniger Kosten, sondern macht auch Ressourcen frei, um die mangelhaften Deutschkenntnisse wieder zu verbessern.

Peter Aebersold, Zürich

*Schule Schweiz, 11. März 2017*

## Umfrage zum Französischunterricht geben zu denken

Vergangenen Sommer sind zum ersten Mal Schülerinnen und Schüler nach vier Jahren Französisch- sowie zwei Jahren Englischunterricht auf der Primarstufe gemäss dem Passepartout-Konzept an die Baselbieter Sekundarschulen übergetreten. Ebenfalls neu auf der Sek I ist seit diesem Schuljahr der Einsatz der Lehrmittel «Clin d'oeil» und «New World». Der LVB hat nun, analog zum Vorgehen seiner Partnerverbände LSO (Solothurn) und LEGR (Graubünden), jene Mitglieder, die in den 7. Klassen Französisch und/oder Englisch unterrichten, zu ihren Eindrücken befragt. Die Resultate, welche Sie detailliert online studieren können, geben zu denken.

**[Neues Fremdsprachenkonzept in der Kritik.](#) Die Ergebnisse der LVB-Befragung auf der Sek I, LVB-inform, Februar 2017, von Roger von Wartburg und Philipp Loretz**

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2017/03/umfrage-zum-franzosischunterricht-geben.html>

*Schule Schweiz, 11. März 2017*

## Kopf noch länger in den Sand stecken?

Die von [Nock geforderten Faktoren für guten Unterricht](#) sind längst bekannt. Mal abgesehen von den Lehrmitteln braucht guter Fremdsprachenunterricht auf der Primarstufe viel mehr Zeit als die 2-3 Lektionen pro Woche. Es braucht Lehrer mit quasi muttersprachlichen Kenntnissen in der Fremdsprache und es braucht kleinere Klassen. Erfüllen wir **eine einzige** dieser Grundbedingungen? Was wurde getan, um die Qualität des seit den 90-er Jahren umstrittenen Primarfranzösisch zu verbessern? Man hat gleich noch eine neue Fremdsprache mitsamt neuer Didaktik nachgelegt, welche nun ebenfalls mit zu wenig Stunden vermittelt wird und damit wichtige Lektionszeit für den Deutschunterricht wegfrisst.

### **Kopf noch länger in den Sand stecken? 11.3. von Urs Kalberer**

Unter solchen Voraussetzungen (verbunden mit einer fragwürdigen Lehrmethode) bleiben auch sehr gute Lehrer unter ihren Möglichkeiten. Die verheerenden Resultate machen nun im Land die Runde. Nock blendet (bewusst?) die Bedeutung der Rahmenbedingungen aus. Für ihn ist die Frage nach dem Alter bei Beginn des Fremdsprachenunterrichts weniger relevant als die Frage, wie guter Unterricht auszusehen hat. Dabei übersieht er die enge Verbindung zwischen Alter, Methode und Zeitbedarf. Nach 20 Jahren Erfahrungen sollte man den Kopf nicht länger in den Sand stecken und endlich die notwendigen Schlussfolgerungen ziehen. Oder sollen die Kinder noch länger als Versuchskaninchen missbraucht werden?

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2017/03/kopf-noch-langer-in-den-sand-stecken.html#more>



NZZ am Sonntag, 12.03.2017

## Kindergarten-Lehrerinnen sollen Master machen

**Die Chefs der pädagogischen Hochschulen schlagen ein Masterstudium für Lehrer und Kindergärtnerinnen vor. Die Kosten dafür sind hoch.**

Anja Burri, René Donzé

Wer in Zukunft die Primarlehrerausbildung machen will, dürfte dafür mehr Zeit benötigen. Die Rektoren der pädagogischen Hochschulen erarbeiten ein Strategiepapier, das im Herbst vorgestellt werden soll. Dabei geht es um einen Ausbau des dreijährigen Bachelor-Studiengangs zu einem Masterstudium von viereinhalb bis fünf Jahren Dauer. «Die Anforderungen an die Schule nehmen zu, dem müssen wir Rechnung tragen», sagt Hans-Rudolf Schärer, Präsident der pädagogischen Kammer beim Hochschulrektorenverband. Man wolle eine Diskussion anstossen.

Die Verlängerung des Studiums würde auch die Kindergärtnerinnen betreffen. Heute schon bieten die meisten pädagogischen Hochschulen (PH) nur noch einen kombinierten Lehrgang für Kindergarten und Primarschule an. Diese Ausbildung würde ebenfalls als Master geführt, sagt Schärer. Einzig die PH Zürich, Schaffhausen, Graubünden und Thurgau kennen noch ein reines Kindergärtnerinnenstudium, und auch dort steht dem Vernehmen nach ein Ende zur Diskussion. Dies ist im Sinne der Lehrerinnen: «Es darf in Zukunft keine reine Kindergartenausbildung mehr geben», sagt Ruth Fritschi vom Lehrer-Dachverband Schweiz. Dies, weil der Kindergarten gemäss Harmos und Lehrplan 21 zur Schule gehört.

Fritschi begrüsst die Aussichten auf ein Masterstudium für die unterste Schulstufe. «Die Verhaltensauffälligkeiten haben zugenommen, die Kinder sind beim Eintritt jünger als früher», sagt sie. Das Unterrichten werde immer anspruchsvoller. Es gehe nicht bloss darum, Kinder spielen zu lassen: «Die Lehrerinnen müssen sie beobachten, fördern, begleiten, dafür braucht es gute analytische Fähigkeiten.»

Eine Verlängerung des Studiengangs würde sicherlich Forderungen nach höheren Löhnen nach sich ziehen. Laut Fritschi könnte aber auch gespart werden, etwa bei der Einzelförderung durch Spezialisten im Klassenzimmer. Mehrkosten entstünden auch bei den Hochschulen. Skeptisch ist darum die Zürcher Präsidentin der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Silvia Steiner: «Man müsste sehr genau überlegen, welche Folgen das haben könnte.»

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

## Lehrerausbildung soll länger dauern

Die pädagogischen Hochschulen prüfen, ob angehende Primarlehrer in Zukunft länger die Schulbank drücken müssen. Heute absolvieren sie ein dreijähriges Bachelor-Studium, künftig könnte die Ausbildung viereinhalb bis fünf Jahre dauern. Die Sekundarlehrer absolvieren heute schon einen Master. Nun diskutieren die Rektoren der Schweizer Lehrerbildungsstätten einen Master auch für die Lehrer der unteren Stufen. Betroffen wäre ebenso das kombinierte Diplom für Kindergarten und Primarschule, das zunehmend anstelle der reinen Kindergärtnerinnenausbildung tritt.

«Die Anforderungen an die Schule nehmen zu, dem müssen wir Rechnung tragen», sagt Hans-Rudolf Schärer, Präsident der pädagogischen Kammer beim Hochschulrektorenverband Swissuniversities. In den letzten Jahren wurden zwei Frühfremdsprachen eingeführt, mit dem Lehrplan 21 wird Medien- und Informatikunterricht Pflicht, Mathematik und Naturwissenschaften sollen gestärkt werden, politische Bildung ist ein Thema. Dazu kommt die Integration von Schülern mit Lernschwierigkeiten, Elternarbeit, Teamarbeit und vieles mehr. Schon 2012 hat die

damalige Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aepli von einem Master für Primarlehrer gesprochen, um sie auch in Heilpädagogik auszubilden.

Mit einer Verlängerung des Studiums liessen sich all diese Bedürfnisse besser abdecken, sagt Schärer. Die Lehrerbildung könnte vereinheitlicht werden, was die Personalplanung der Schulen vereinfachte. Heute werden verschiedene Abschlüsse angeboten, teilweise können Fächer abgewählt werden. Akut ist darum etwa der Mangel an Französischlehrern. Als Folge der Spezialisierung unterrichten oft mehrere Lehrer in einer Klasse. Eines der Modelle, welche die Rektoren darum diskutieren, ist die Entwicklung zur Allrounder-Masterausbildung.

Der Lehrerverband Schweiz begrüsst solche Bestrebungen. Seit Jahren schon fordere man das, sagt Präsident Beat Zemp. Er verweist auf Deutschland und Österreich, wo die Masterausbildung eingeführt wurde. «In der Schweiz sind wir bei den Primarlehrpersonen leider noch keinen Schritt weitergekommen», sagt er. Das hat auch mit den Kosten zu tun: Die von den Kantonen finanzierten Hochschulen müssten aufgestockt werden. Zudem stellt sich die Frage nach höheren Löhnen für die Lehrer.

Zurückhaltend zeigt sich darum die Zürcher Präsidentin der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), Silvia Steiner: «Man müsste sehr genau überlegen, welche Folgen das haben könnte.» Sie verweist auf den letzten Bildungsbericht, der festhielt, dass die Absolventen des Bachelorstudiums gut auf den Primarlehrerberuf vorbereitet sind. «In der EDK gibt es zurzeit keine Bestrebungen, den Mindestumfang dieser Ausbildung zu erhöhen.» Den Kantonen sei dies aber freigestellt. Die EDK definiere nur Mindestvorgaben.

Die Rektoren der Pädagogischen Hochschulen wollen nun Argumente und Varianten gegeneinander abwägen. Im Herbst werden sie ihr Strategiepapier zum Primarlehrer-Master verabschieden. «Es geht darum, eine Diskussion anzustossen», sagt Schärer. Günstiger wäre es etwa, den Master berufsbegleitend anzubieten. Man könnte ihn auch fakultativ oder nur für bestimmte Tätigkeitsfelder einführen. Auch solche Modelle werden geprüft.

René Donzé

NZZ am Sonntag, 12.03.2017

## Die perfekte Lehrerin

***Durch Reformen allein würde die Schule nicht besser, sagt der renommierte Bildungsforscher John Hattie. Viel wichtiger sei das Können der Lehrerin oder des Lehrers. Aber was ist eigentlich ein richtig guter Lehrer? Eine Anleitung.***

*Von Anja Burri*

Wenn John Hattie spricht, hat er oft die Hemdsärmel hochgekremgelt. Das passt zum Pädagogikprofessor der University of Melbourne. Nach 15 Jahren wissenschaftlicher Knochenarbeit hat er 2008 ein Buch veröffentlicht, das Lehrer, Politiker und Forscher gleichermassen in Aufregung versetzt hat. Hatties Werk «Lernprozesse sichtbar machen» macht ihn zu einem der einflussreichsten Bildungsexperten. Denn Hattie tat, was vor ihm noch nie jemand versucht hatte: Er analysierte Studien über insgesamt rund 80 Millionen Schüler. Seine Resultate sind Zündstoff. Guter Unterricht, sagt Hattie, hänge vor allem vom Können der Lehrerin oder des Lehrers ab. Was Kinder lernten, bestimme der Pädagoge. Die Debatten über die äusseren Strukturen von Schule und Unterricht hält er für überschätzt.

Politiker sehen dies anders. Die Diskussionen über Schulreformen ebbten nicht ab: über den Lehrplan 21, die Anpassung der Schulstufen, die Anzahl der Fremdsprachen in der Primarschule



oder die schulische Integration von lernschwachen Kindern. Aber um den Lehrer oder die Lehrerin geht es in diesen emotional geführten Debatten fast nie. Wahrscheinlich, weil es viel einfacher ist, über Lehrpläne, Klassengrößen oder andere pädagogische Massnahmen zu reden – diese lassen sich anpassen. Lehrer hingegen sind Menschen. Es funktioniert nicht, sie alle paar Jahre in ein neues Schema zu pressen.

«Bildungsreformen sind nur erfolgreich, wenn sie sich für den Lehrer lohnen», sagt Urs Moser. Als Leiter des Instituts für Bildungsevaluation der Universität Zürich ist er eine Art Kontrolleur der Schulen; er ist für die Durchführung der Pisa-Studie in der Schweiz mitverantwortlich. Es sei wichtig, die Lehrer in die Reformpläne einzubinden, sagt Moser. Höchste Zeit also, die Lehrerinnen ins Zentrum zu rücken und die Frage zu stellen: Was ist eigentlich ein richtig guter Lehrer? John Hattie hat davon eine genaue Vorstellung. Gespräche mit Forschern, Schulleitern, Verwaltungsvertretern und anderen Fachleuten zeigen: Sechs Fähigkeiten sind entscheidend.

## 1. Regie führen

Ein guter Lehrer arbeitet wie ein Regisseur. Er plant und dirigiert den Unterricht so, dass die Hauptdarsteller, also die Schüler, ihre Stärken entfalten können. Er leitet das Lernen in der Diskussion mit den Schülern an. Mit dieser Erkenntnis erteilt Forscher Hattie einigen Reformideen eine Abfuhr. Das Konzept des «offenen Unterrichts» zum Beispiel, bei dem die Schülerinnen und Schüler selber bestimmen, was sie wann, wo und mit wem lernen, bringt laut Hattie kaum Vorteile.

Sind Unterrichtsformen, bei denen jeder Schüler in seinem eigenen Tempo lernt, also kein Fortschritt? An den Schweizer Schulen haben sich Wochenpläne und Lernlandschaften etabliert, die das selbständige Lernen fördern sollen. Das sei nicht per se schlecht, aber es komme aufs Mass an, meinen Experten. «Lernlandschaften und Wochenpläne entlasten die Lehrer nicht davon, aktiv Schulstoff zu vermitteln», sagt Professor Urs Moser. Barbara Höhtker ist skeptisch. Sie bildet an der Pädagogischen Hochschule Zürich Primarlehrer für das Fach Mathematik aus. Höhtker trifft bei Schulbesuchen oft Lernlandschaften oder Wochenpläne an. «Die Organisation des Unterrichts in solche Planarbeit führt zu einem Abarbeiten von Arbeitsblättern und zu einer Vereinzelung des Lernens», sagt sie. Die Rolle der Pädagogen, die Kinder zu unterstützen und beim Lernen zu begleiten, komme dabei zu kurz. «Ein guter Lehrer macht spannenden, motivierenden und herausfordernden Unterricht und unterstützt die Kinder dabei, von- und miteinander zu lernen», sagt Höhtker.

## 2. Beziehung eingehen

Severus Snape, der Lehrer des Zauberlehrlings Harry Potter, ist ein Meister seines Fachs: Er unterrichtet die Herstellung von Zaubertränken. Trotzdem ist er verhasst, weil er bestimmte Schüler bevorzugt und andere schikaniert. Er würde in John Hatties Bewertung denkbar schlecht abschneiden. Die Beziehung zwischen dem Lehrer und dem Schüler gehört laut seiner Auswertung zu den wichtigsten Faktoren für erfolgreiches Lernen. Wie gelingt das? Urs Gfeller ist Psychologe und leitet die Lehrerberatung an der Pädagogischen Hochschule Bern. Er benutzt das Bild des Goldgräbers: «Es geht darum, in jedem Kind etwas Goldenes zu sehen.» Sobald ein Kind merke, dass die Lehrperson auch seine Stärken kenne, könne es besser mit Kritik oder einer schlechten Note umgehen.

Je mehr Lehrpersonen eine Klasse unterrichten, desto anspruchsvoller wird es, eine starke Beziehung zu jedem Kind aufzubauen. Doch in der Schweiz sind Klassenzimmer, in denen nur ein Lehrer steht, zur Ausnahme geworden. Im Kanton Zürich stellten die Behörden fest, dass die grosse Anzahl Lehrer zu einer Belastung für Schüler und Lehrer geworden ist. Die Zunahme der Lehrpersonen pro Schulzimmer hat nicht nur mit der verbreiteten Teilzeitarbeit zu tun, sondern auch mit der Integration von lernschwachen Schülern, die von Heilpädagogen unterstützt werden. Seit 2013 läuft in Zürich ein Versuch, die Zahl der Lehrkräfte pro Klasse zu reduzieren. In

ausgewählten Schulhäusern unterrichten derzeit höchstens zwei Lehrer pro Klasse. Bis Ende 2017 soll das Resultat vorliegen.

### 3. Den Kindern zuhören

Das Bild des begnadeten Redners vor der Wandtafel, der seine Schüler in den Bann zieht, ist überholt. Eine der wichtigsten Erkenntnisse aus John Hatties Arbeit ist: Ein guter Lehrer hält keine Monologe, er hört den Schülern vor allem zu. Hatties Ideallehrer ist einer, der seine Selbstzweifel pflegt. Dieser testet nicht nur regelmässig den Lernstand der Schüler mit kurzen Tests, er stellt sich selber der Bewertung der Kinder. Weil er weiss: Nur so kann er besser werden. «Ein guter Lehrer sieht den eigenen Unterricht mit den Augen seiner Schüler», schreibt Hattie. Lehrerausbildnerin Barbara Höhtker sagt: «Nur wer weiss, was in den Köpfen der Kinder passiert, kann sicher sein, dass die Kinder etwas mitnehmen aus dem Unterricht.» Sie empfiehlt angehenden Pädagogen, regelmässig einen Blick auf die Arbeiten der Kinder zu werfen, im Unterricht zu beobachten und mit den Kindern ins Gespräch zu kommen. Nicht primär, um Fehler der Schüler zu korrigieren, sondern um zu sehen, ob und wie diese lernten.

### 4. Leidenschaft zeigen

John Hattie fordert von den Lehrpersonen Leidenschaft. Weder die Berufserfahrung noch der Arbeitsaufwand machten Lehrerinnen und Lehrer zu wahren Experten, sagt er. Es seien die leidenschaftlichen Menschen, die mit ihrer Begeisterung für das Lernen den grössten Einfluss auf die Schüler ausübten. Das allein reicht aber noch nicht. «Man muss die Kinder gern haben», sagt Lehrerberater Urs Gfeller. Nur wer an der intensiven Auseinandersetzung mit Kindern und Jugendlichen interessiert sei, halte auch schwierige Situationen aus. Gfellers Beratungsteam betreibt ein Online-Forum für Lehrpersonen. Dieses zeigt eindrücklich, wie anstrengend der Beruf sein kann.

Vor einigen Monaten wandte sich eine 27-jährige Oberstufenlehrerin an das Beratungsteam. Sie habe fünf Schüler, die sie kaum in den Griff bekomme, das Arbeitsklima leide. «Das Ganze zehrt extrem an meinen Kräften und Nerven», schrieb sie. Wer die Kinder nicht gern hat, hält solche Situationen kaum aus. Es gibt tatsächlich viele Lehrkräfte, die ihren Beruf aufgeben. Gemäss dem Bundesamt für Statistik steigen rund 20 Prozent der Lehrer spätestens vier Jahre nach dem Berufseinstieg wieder aus. «Es gibt viele Lehrerinnen und Lehrer, die den falschen Beruf gewählt haben», sagt Urs Gfeller. Ihnen fehle die pädagogische Überzeugung. Ein Motiv für den Ausstieg aus dem Beruf sind beispielsweise die mangelnden Aufstiegschancen. «Vorwärtkommen als Lehrer bedeutet eben nicht, die Karriereleiter hochzuklettern», sagt Gfeller. Eine gute Lehrperson sei nicht primär an solchen Möglichkeiten, sondern an einer «inneren Karriere» interessiert: Er habe eine Passion für Zwischenmenschliches.

### 5. Die Eltern verstehen

Im Umgang mit den Eltern brauchen gute Lehrer eine klare Linie. Gefragt ist eine Person, die informiert, aber auch Grenzen setzt. Viele Lehrkräfte kommunizierten zu wenig klar mit den Eltern, sagt Urs Gfeller. Diese merkten sofort, wenn ein Lehrer unsicher sei, und zweifelten dessen Fähigkeiten an. Doch Vertrauen sei zentral. Um dieses zu stärken, empfiehlt Gfeller Lehrern, den Eltern das eigene Berufsverständnis zu erklären: «Dies verstehe ich unter lehren und lernen. Von diesem Menschenbild gehe ich aus. So definiere ich unsere Zusammenarbeit. So gehen wir in Konfliktsituationen vor.»

Dass Vertrauen zwischen Eltern und Lehrern keine Selbstverständlichkeit ist, zeigen auch Beispiele von ratsuchenden Pädagogen: «Eine Mutter findet, ich behandle ihren Sohn unfair», schreibt eine Lehrerin im Online-Beratungsforum der Pädagogischen Hochschule Bern. Die Frau behaupte, ihr Sohn sei jedes Mal niedergeschlagen nach dem Unterricht. Nun habe sie ihren Sohn sogar damit beauftragt, die Unterrichtsstunde mit dem Smartphone aufzunehmen. Eine an-

dere Lehrerin schreibt: «Verschiedene Eltern mischen sich immer wieder in meinen Arbeitsbereich als Klassenlehrperson ein, indem sie meinen Erziehungs- oder Unterrichtsstil infrage stellen.» Auch sie sucht Rat. Und sie ist kein Einzelfall. Aus Sicht vieler Eltern reicht die Arbeit der Lehrer oft nicht aus. Bereits vor fünf Jahren besuchten laut einem Bericht der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung mehr als 34 Prozent der Acht- und Neuntklässler bezahlten Nachhilfeunterricht. Sind die Lehrer also schlechter geworden? Dafür gibt es keine Anhaltspunkte. «Die Eltern wollen ihrem Kind die bestmögliche Ausbildung ermöglichen und haben Angst, das Kind könnte scheitern», sagt Urs Gfeller. Schulleiter, Lehrer und Behörden bestätigen: Die Ansprüche der Eltern sind heute enorm.

## 6. Digitale Balance finden

Aus John Hatties Sicht brauchen gute Lehrer keine digitalen Hilfsmittel wie Online-Lernprogramme. In seiner Studie erkennt er keinen besonderen Nutzen im Web-basierten Lehren und Lernen. Doch die Digitalisierung lässt sich von wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht aufhalten. Sie hat längst in den Schulzimmern Einzug gehalten. Viele Schulen führen Tablets oder Laptops als Arbeitsgeräte für ihre Schüler ein. Gerade hat die Stadt Bern bekanntgegeben, alle Schüler mit solchen Geräten ausstatten zu wollen.

Diese Entwicklung beschäftigt auch Heinz Rhyn. Als Rektor der Pädagogischen Hochschule Zürich ist er für die Ausbildung der künftigen Lehrer zuständig. «Die Digitalisierung verändert den Lehrberuf», sagt er. Lernen sei nicht mehr nur in der Schule möglich. Lern-Apps und Programme sind bereits vielerorts Teil des Unterrichts. Rhyns Hochschule steht derzeit in Kontakt mit Softwareentwicklern, um sich an der Erarbeitung von Lernprogrammen zu beteiligen. Für den Rektor ist dies eine Gratwanderung: Er will den Anschluss an die technische Entwicklung nicht verpassen. «Doch das Lernen darf nicht allein von der Technik bestimmt werden.» Wie kann der gute Lehrer also die neuste Technik nutzen und gleichzeitig seinen Platz im Klassenzimmer behalten?

Christof Tschudi ist überzeugt, diese Balance gefunden zu haben. Er unterrichtet an der Projektschule Arth-Goldau (SZ). In seinem Deutschunterricht tippen die Sechstklässler auf Smartphones und Tablets Beiträge für den Klassenblog «Ein Tag im Leben von . . .». Der 36-jährige Lehrer Tschudi geht im Zimmer umher. Er weiss genau, welche Kinder nicht allein vorwärtskommen, und spricht sie an. Schülern, die ihre Geschichte bereits geschrieben haben, gibt er neue Aufträge: Sie lösen Mathe-Aufgaben – auf ihren Geräten. Die Projektschule Arth-Goldau ist ein Labor des digitalisierten Unterrichts. Tablets und Smartphones sind hier so normale Lernhilfsmittel wie Bleistift oder Gummi.

Ist es mit einem solchen Unterricht überhaupt möglich, ein guter Lehrer zu sein, zu den Schülern eine Beziehung aufzubauen, gemeinsam mit ihnen zu lernen und ihnen zuzuhören, wie es John Hattie postuliert? Tschudi sagt: «Dank dem Einsatz der Computer habe ich mehr Zeit, auf die einzelnen Kinder einzugehen.» Der Computer ist allerdings auch in Tschudis Schulzimmer kein Lehrersatz: Die Hausaufgaben kontrolliert er selber. Und Prüfungen schreiben die Kinder nach wie vor auf Papier. Bei der Frage, ob er eines Tages durch einen Computer ersetzt werden könnte, schmunzelt Tschudi: «Sobald ich nicht präsent bin im Klassenzimmer, lässt die Konzentration der Schüler nach.» John Hattie dürfte sich durch diese Aussage bestätigt fühlen. Es kommt eben vor allem auf den Lehrer an.

Schule Schweiz, 7. März 2017

## Lust auf Energie?

Der Webauftritt [Unterrichtsthema Energie](#) – getragen vom Bundesamt für Energie BFE (Programm EnergieSchweiz) – möchte Lehrpersonen bei der anspruchsvollen Vorbereitung von Energiethemen unterstützen. Im Auftrag von EnergieSchweiz sucht das Zentrum für Bildungsevaluation (ZBE) der PHBern Lehrpersonen der Mittelstufe und der Sekundarstufe I, die am Projekt "Unterrichtsthema Energie" mitwirken möchten.

Eine Anmeldung ist ab sofort und bis am 31. März 2017 möglich. Das Zeitfenster für die Mitarbeit erstreckt sich von Mai bis September 2017. Die Lehrpersonen erhalten für ihr Engagement eine Entschädigung.

### [Evaluationsprojekt PH Bern](#)

#### VORAUSSETZUNGEN

- Sie unterrichten an einer 3.-6. Klasse (Zyklus 2) oder auf der Sekundarstufe I (Zyklus 3) in deutscher oder französischer Sprache.
- Sie haben Interesse an Energiethemen.
- Sie möchten in diesem Themengebiet eine Unterrichtseinheit für Ihre Klasse erarbeiten oder bestehende Unterrichtsmaterialien mit Ihrer Klasse erproben.

#### TEILNAHMEMÖGLICHKEITEN

Im Rahmen des Projekts „Unterrichtsthema Energie“ stehen Ihnen zwei Teilnahmemöglichkeiten offen:

**Variante A:** Sie erarbeiten eine Lehrplan 21-konforme Unterrichtseinheit zu einem Energiethema im Umfang von 6 Lektionen und erproben diese in Ihrem Unterricht. Zusätzlich geben Sie eine Rückmeldung zum Webauftritt Unterrichtsthema Energie und zu den dazugehörigen Unterrichtsmaterialien. [Mehr](#)

**Variante B:** Sie erproben eine bestehende Unterrichtseinheit im Umfang von zwei Lektionen in Ihrem Unterricht und geben dazu Rückmeldung per Online-Fragebogen. [Mehr](#)

[http://schuleschweiz.blogspot.ch/2017/03/lust-auf-energie.html?utm\\_source=feedburner&utm\\_medium=email&utm\\_campaign=Feed:+Schule-Schweiz+\(Schule+Schweiz\)](http://schuleschweiz.blogspot.ch/2017/03/lust-auf-energie.html?utm_source=feedburner&utm_medium=email&utm_campaign=Feed:+Schule-Schweiz+(Schule+Schweiz))

## ***Ökonomisierung und Indoktrination im Klassenzimmer?***

Schulpfleger / Schul-Mitdenker

Mit dem im Oktober 2016 vom Schweizerischen Lehrerverband LCH herausgegebenen Leitfaden für die „Externe Bildungsfinanzierung“ wird offenbar Wirtschaft und Bildungskonzernen der Weg ins Klassenzimmer geebnet. Jetzt sucht die PH Bern im Auftrag von „EnergieSchweiz“ - beim der auch die Wirtschaft (zum Beispiel Anbieter von Energieunterricht) und Umweltverbände beteiligt sind - Lehrer, die für ein Honorar die vorgefertigten Unterrichtseinheiten der „EnergieSchweiz“ in der Schule ausprobieren oder Lehrplan 21-konforme Unterrichtseinheiten selber herstellen.

Nun wird wohl kaum jemand etwas dagegen haben, wenn die Schüler zu einem schonenden Umgang mit der Umwelt und den Ressourcen angeleitet werden. Problematisch wird es erst dann, wenn dieser Unterricht nicht mehr neutral und ausgewogen erfolgt. Wenn der Unterricht oder die Lehrmittel einseitig, parteiisch oder ohne Pro und Kontra sind, verstossen sie gemäss dem Hamburger Verfassungsrechtler Prof. Dr. Christian Winterhoff gegen das Indoktrinationsverbot. Weil der Staat zur Neutralität verpflichtet ist, müssten sich die Eltern das nicht gefallen lassen, sie hätten das Recht, ihre Kinder von solchem Unterricht befreien zu lassen. Auch Verhaltensänderungen herbeizuführen, wie etwa die „Entwicklung eines nachhaltigen Konsum- und Mobilitätsverhaltens“, ist nicht Sache der Schule sondern des Elternhauses.

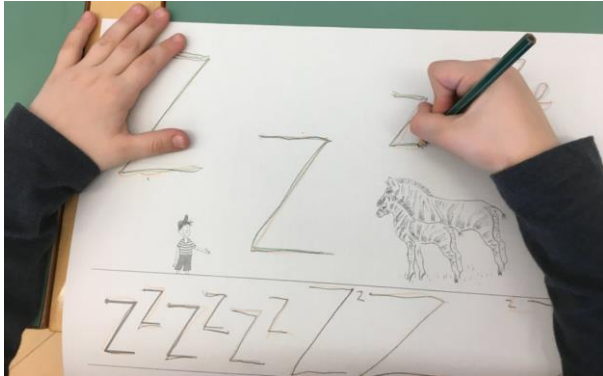
Externe Bildungsfinanzierung ist in der Volksschule problematisch, weil im „Gegenzug für die finanzielle Unterstützung“ Zugeständnisse eingefordert werden können, die einen massiven Eingriff in das Berufsbild und das Selbstverständnis des Unterrichtens bedeuten sowie gegen das Neutralitätsgebot verstossen. Die einseitige Propagierung von Lehrplan 21-konformen Unterrichtseinheiten verunmöglicht die freie Methodenwahl. Die Kompetenzorientierung des Lehrplans 21 bedeutet auf der Unterrichtsebene das „selbstgesteuerte Lernen“, das den Lehrer aus dem Lernprozess drängt, weil jeder Schüler mit den Selbstlern-Lehrmitteln oder Tablets alleine im eigenen Tempo lernt. Als Lernbegleiter darf der Lehrer nur „begleiten“ und hat so nicht die Möglichkeit, bei einseitigen Lehrmitteln relativierend oder korrigierend einzugreifen.

<http://forum.kindgerechte-schule.ch/showthread.php?tid=2068>

Berner Zeitung, 05.03.2017

## Die Handschrift verschwindet – und mit ihr ein Teil von uns

**Wir schreiben immer weniger von Hand und tippen stattdessen auf Tastaturen. In Zukunft werden wir wohl noch weniger schreiben – und stattdessen mehr reden. Was macht das mit uns?**



Schulkinder üben, wie man das Z richtig schreibt.

Mirjam Comtesse

Ein Klassenzimmer in der Stadt Bern. An den Wänden hängen grosse und kleine Buchstaben. «Heute üben wir das Z», sagt der Lehrer. Die Erst- und Zweitklässler holen sich ein vorbereitetes Blatt und nehmen ihre Etais hervor. Während die Kleineren einfache Z nachmalen und selber zu schreiben versuchen, haben die Grösseren teilweise bereits Silben vor sich: Ze, Zi, Za.

Der Lehrer betont, die Kinder sollen in einem ersten Durchgang versuchen, die Buchstaben möglichst schnell aufs Papier zu setzen. «Es geht darum, dass sie die Buchstaben nicht nur exakt, sondern auch fliessend und mit Schwung schreiben», erklärt er.

Schulkinder lernen heute zwar nach wie vor, wie man Schriftzeichen korrekt darstellt, doch das «Schönschreiben» hat längst ausgedient. Im Kanton Bern wurde das Fach bereits mit dem Lehrplan 95 in den Deutschunterricht integriert. Im Kanton Zürich existierte es laut Volksschulamt gar nie. Es gibt aber von der ersten bis zur sechsten Klasse das umfassendere Fach «Schrift / graphische Gestaltung». Vorbei sind also die Zeiten, als explizit die Handschrift der Schüler benotet wurde, heute beurteilt der Lehrer lediglich die Heftführung allgemein.

### Ungeübte Handschrift bremst

In den ehemaligen Schönschreibstunden versuchten jeweils die einen – vorwiegend Buben – mit verkrampten Fingern, Buchstaben mit der richtigen Ober- und Unterlänge in ihr Heft zu kritzeln, während die anderen – vorwiegend Mädchen – scheinbar mühelos die Zeichen in exakten Proportionen in die Häuschen setzten.

Viele Erwachsene erinnern sich mit Schrecken an den Drill des Schreibunterrichts. Vor allem in Deutschland gab es deshalb in den vergangenen Jahrzehnten einen Gegentrend: Die Schüler erhielten grosse Freiheit beim Gestalten der einzelnen Lettern und Ziffern. Mit fatalen Folgen.

Die Einträge in vielen Heften sähen mittlerweile aus wie die sprichwörtlichen Arztrezepte, halten die Lehrerin Maria-Anna Schulze Brüning und der Journalist Stephan Clauss in ihrem gerade erschienenen Buch «Wer nicht schreibt, bleibt dumm» fest. «Immer mehr Kinder können nicht leserlich und oft nur mit grosser Anstrengung schreiben», finden sie.

Das Problem dabei sei nicht nur, dass sogar die Schüler selbst Mühe hätten, ihre Sätze zu entziffern. Viel gravierender sei, dass sie ihre Gedanken nicht fliessend zu Papier bringen könnten, weil «der Akt des Schreibens selbst zu viel Aufmerksamkeit absorbiert». Die Handschrift wirke dadurch als Dauerbremse der Gedanken.



## **Erwachsene Vorbilder fehlen**

In der Schweiz ist die Situation nicht ganz so dramatisch. «Hierzulande pflegen die Schulen die Handschrift», sagt Jürg Brühlmann vom Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH). Auch die Einführung der Basisschrift sei ein Bekenntnis dazu: «Die teilverbundene Basisschrift ist einfacher zu erlernen als die Schnürlischrift, und sie eignet sich für den Erwachsenen später besser dazu, eine eigene, persönliche Handschrift zu entwickeln.»

Der Kanton Zürich vermittelt seinen Schülern seit Beginn des aktuellen Schuljahres die Basisschrift, im Kanton Bern steht es den Schulen frei, welche Schrift sie unterrichten, aber hier wird ebenfalls die Basisschrift empfohlen.

Auch Brühlmann stellt allerdings fest, dass die Kinder nicht mehr so geübt sind im Schreiben von Hand. «Sie tun es zu Hause weniger – auch weil die Erwachsenen es ihnen seltener vormachen.» Wieso also nicht ganz darauf verzichten und konsequent auf Computer umsteigen?

## **Schöne Schrift macht Eindruck**

«Das Erlernen der Handschrift ist auch im digitalen Zeitalter unabdingbar», sagt Judith Sägesser Wyss, Dozentin für Psychomotorik und Grafomotorik an der Pädagogischen Hochschule Bern. «Es ist empirisch belegt, dass Schriftzeichen durch das Schreiben von Hand im Gehirn besser abgespeichert werden und dass das Schreiben das Lesenlernen unterstützt.»

Menschen, die nur noch auf Tastaturen tippten, würden zudem allgemein schlechter im Ausführen von Handlungen und Bewegungen mit der Hand. Sie gibt auch zu bedenken, dass das Tastaturschreiben ebenfalls gut aufgebaut und automatisiert werden muss, damit man einen Nutzen daraus ziehen kann.

Bei Kindern und Jugendlichen kommt ein weiterer Aspekt hinzu: Sie machen sich während der obligatorischen Schulzeit von Hand Notizen, um den gelernten Stoff festzuhalten. «Eine leserliche und geläufige Handschrift ist deshalb nach wie vor notwendig für den schulischen Erfolg», sagt Judith Sägesser Wyss.

Dass die Abschaffung der Handschrift kein Thema ist, zeigt sich auch im Lehrplan 21, der in den Kantonen Bern und Zürich im August 2018 eingeführt werden wird. Dort steht über die zu erlernenden Grundfertigkeiten: «Die Schülerinnen und Schüler können in einer persönlichen Handschrift leserlich und geläufig schreiben und die Tastatur geläufig nutzen.» Computer und Stift werden also nicht gegeneinander ausgespielt, sondern als gleichwertig betrachtet.

Sogar Studenten legen weiterhin schriftliche Prüfungen ab – mit dem Kugelschreiber, denn mit einem Computer wäre das Risiko zu gross, dass jemand die Resultate heimlich im Internet nachschaut. «Bei unseren Studierenden sehe ich oft vor schriftlichen Prüfungen, wie die jüngeren besonders nervös sind. Die Älteren haben zumeist noch mehr Übung im Schreiben von Hand», sagt Judith Sägesser.

Das verschafft den Trainierteren einen Vorteil: Einerseits können sie mehr Text schreiben und haben am Ende vielleicht sogar noch Zeit für eine Zusammenfassung, andererseits macht die bessere Lesbarkeit in der Regel einen guten Eindruck auf den Korrektor.

## **Individualität geht verloren**

Die Berner Erst- und Zweitklässler sind inzwischen fertig mit ihren Schreibübungen. Sie zeigen dem Lehrer die Resultate. «Ja, das ist gut», sagt er zu den meisten. Nur hier und da rät er, eine vergessene Aufgabe nachzuholen. Danach nehmen die Schüler ihre Hefte hervor und schreiben an einer Geschichte. Stolz präsentieren sie ihre Einträge. In ihrer Schulkarriere dürften sie jedoch insgesamt viel weniger von Hand schreiben als frühere Generationen.

Allerdings bewahrt auch ehemals jahrelanges Training nicht davor, dass die Schreibfähigkeit verkümmern kann: Einkaufszettel, Bewerbungen und Notizen an Sitzungen tippen wir immer öfter in Computer und Smartphones. Viele Erwachsene, die wieder einmal einen Kugelschreiber oder vielleicht sogar einen edlen Füllfederhalter hervornehmen, müssen erkennen, dass ihnen die Übung abhandengekommen ist: Die Hand ermüdet schnell, und die Schrift ist in der Regel nicht mehr so leserlich wie früher.

Das könnte man nun zwar als bedauerlich, aber als logische Folge der Digitalisierung abtun. Nur: Die Handschrift ist nicht nur eine Kulturtechnik, sondern auch Ausdruck der Persönlichkeit. Grafologische Gutachten sind deshalb bei der Neubesetzung wichtiger Posten nach wie vor gefragt. Der Zürcher Grafologe Urs Imoberdorf sagt, er habe heute zwar weniger Aufträge als noch vor zwanzig Jahren, aber: «Ich arbeite in der Regel weiterhin jeden Tag.»

Er erklärt, wieso eine Handschrift so viel über die Person dahinter verrät: «Zum Beispiel sieht man daran, wie jemand das Schreibwerkzeug bewegt – ob schnell, expansiv, intensiv, mit wie viel Druck –, wie stark seine Antriebskraft ist.» Je nachdem, wie jemand die Buchstabenformen schreibe, zeige sich auch seine Originalität oder seine Exaktheit.

Imoberdorf meint deshalb: «Der Vorteil des Tastaturschreibens ist die bessere Lesbarkeit, aber mit ihm verschwindet die Unverwechselbarkeit des Individuums.» Die Medienwissenschaftlerin Miriam Meckel hat dieses Phänomen in ihrem Buch «Wir verschwinden. Der Mensch im digitalen Zeitalter» beschrieben: «Die Handschrift ist ein Ausdruck von Individualität unter vielen. Verschwindet sie, verschwindet diese Ausdrucksform.»

### **Schreiben hilft beim Erinnern**

Das Schreiben mit dem Stift hat sogar einen messbaren Zusatznutzen gegenüber dem Tippen aufs iPhone oder das Tablet. Gemäss der Studie «Der Stift ist mächtiger als die Tastatur» der Universität Princeton und der Universität von Kalifornien von 2014 bleiben Studenten, die sich handschriftliche Notizen machen, neue Konzepte eher im Kopf als denen, die auf dem Laptop mitschreiben. Dies gilt aber nur, wenn es um das Erlernen von komplexen Zusammenhängen geht, beim Erinnern von Faktenwissen zeigen sich kaum Unterschiede.

Der Grund für den grösseren Lerneffekt ist, dass die meisten auf der Tastatur schneller schreiben können und deshalb wortwörtlich mittippen. So verarbeiten sie die Informationen weniger, als wenn sie sie von Hand aufschreiben würden. Die Professoren schliessen ihre Studie mit den eindringlichen Worten: «Trotz ihrer zunehmenden Beliebtheit könnten Laptops in den Klassenzimmern möglicherweise mehr Schaden anrichten als Gutes tun.»

Fakt ist aber auch: Computer bringen mehr Gerechtigkeit. Wer nur langsam schreiben kann oder Mühe hat, leserliche Buchstaben aufs Blatt zu bringen, für den sind die technischen Geräte eine Möglichkeit, nicht von Anfang an ins Hintertreffen zu geraten.

### **Schreibkurse boomen**

Denn eine Handschrift mit Charakter ist nach wie vor ein Statussymbol – und vielen entsprechend wichtig. Das sieht man etwa bei Stefanie Ingold. Sie unterrichtet im bernischen Lotzwil Kurse im sogenannten Handlettering, also nicht im Schreiben, sondern im besonders schönen Zeichnen von Buchstaben. An diesem Samstagabend sind acht Frauen in ihrem Atelier erschienen. Sie beugen sich über ihre Übungsblätter und malen in unterschiedlichsten Schriften Buchstaben aufs Papier.

Stefanie Ingold geht herum und gibt Anregungen: «Versuch doch mal, die Linien, auf die du deine Buchstaben schreibst, zu verändern. Ziehe sie zum Beispiel schräg», rät sie. Fragt man die Teilnehmer, was sie sich vom heutigen Abend erhoffen, sind die Antworten ähnlich: «neue Ideen für meine Handschrift», «Inspirationen, wie ich Etiketten speziell gestalten kann» oder «das Handwerk, um jemandem eine besonders schön geschriebene Karte schicken zu können».

Stefanie Ingold unterrichtet bereits seit sieben Jahren. «Seit zwei Jahren boomen die Kurse in Handlettering geradezu», erzählt sie. Sie glaubt, dass ihre Teilnehmer bei ihr den Ausgleich zur digitalen Welt suchen. Und natürlich ist es auch die Botschaft hinter einer selbst gezeichneten und geschriebenen Karte, welche die Teilnehmerinnen senden möchten: Für den Adressaten hat man sich viel Zeit genommen und etwas Einmaliges geschaffen.

### **Für besondere Gelegenheiten**

Wie werden wir in zwanzig Jahren schreiben? Wahrscheinlich nur noch sehr selten. Spracherkennungsprogramme wie Siri von Apple dürften sich durchsetzen und gesprochene Sprache für uns automatisch in Schriftzeichen umsetzen.

Stifte, mit denen man auf Bildschirme schreiben kann, könnten in einer Übergangsphase eine gewisse Popularität erlangen, dürften aber die Ausnahme bleiben. Denn ihre Nutzung setzt voraus, dass jemand relativ leicht von Hand schreibt. Auch für die Unterschrift gibt es im digitalen Zeitalter bessere Alternativen als das herkömmliche Hinkritzeln des eigenen Namens: ein Scan der Augeniris beispielsweise.

Ganz verschwinden wird das Schreiben von Hand aber kaum. Auch in der Vergangenheit haben moderne Technologien alte selten vollständig verdrängt. So sind gedruckte Bücher trotz E-Readern nach wie vor beliebt. Jürg Brühlmann vom Lehrerdachverband meint, die Handschrift werde künftig die Wahl für seltene, besondere Situationen sein. Dann werden wir Kondolenzkarten oder auch Liebesbriefen noch mehr Bedeutung verleihen, indem wir in ihnen unsere schönste Schrift zeigen.

### **Kommentar**

Die Abschaffung der Schnüerlischrift ist nur ein weiteres Kapitel des gefährlichen Trends den Schülern vermeintlich das Lernen zu erleichtern. Damit geht jedoch jedes Mal unausgesprochen die verheerende Botschaft mit, "Du kannst es nicht" oder "Ich traue es Dir nicht zu". Das "Steine aus dem Wege räumen" bei den Kindern wirkt sich verheerend aus, es entmutigt und schwächt sie und hilft das allgemeine Lernniveau zu senken, was man dann mit einfacheren Prüfungen zu kaschieren versucht.

Der Lehrplan 21 könnte der Höhepunkt dieser „Schule des Larifari“ werden: Damit die Lehrer die „armen Schüler“ nicht mehr „plagen“ können, wird das „selbstgesteuerte Lernen“ eingeführt und damit Unterricht und Lehrer abgeschafft.

Peter Aebersold

<http://www.bernerzeitung.ch/schweiz/standard/Die-Handschrift-verschwindet--und-mit-ihrem-ein-Teil-von-uns/story/22543197>